

dtv

Knapp ein halbes Jahrhundert vor der ›Italienischen Reise‹ seines berühmten Sohnes Johann Wolfgang trat der 30jährige und eben zum Doktor beider Rechte promovierte Johann Caspar Goethe seine Kavaliertour nach Italien an. Die Reiseroute folgte ganz den Empfehlungen der zeitgenössischen Führer: Venedig, Bologna, Rom, Neapel. Der Rückweg führte ihn erneut nach Rom und Venedig, schließlich nach Verona, Mailand, Turin; in Genua schiffte er sich nach Marseille ein und kehrte über Paris und Straßburg in seine Heimatstadt Frankfurt am Main zurück.

J. C. Goethe reiste mit dem aufgeklärten Blick des universal interessierten Weltbürgers, der seine Eindrücke in italienischer Sprache niederschrieb. Sie sind ein Dokument des Lebensgefühls eines überzeugten Protestanten, eines selbstbewußten Bürgers und eines bildungshungrigen Kunstbetrachters.

Die hier vorliegende erste und einzige Übersetzung seiner ›Viaggio per l'Italia‹ ist mit einem umfangreichen Anhang ausgestattet, der den Zugang zu dieser literarhistorischen Fundgrube erleichtert.

Johann Caspar Goethe, Vater von Johann Wolfgang von Goethe, wurde 1710 in Frankfurt am Main geboren und starb dort 1782. Er hatte die Rechte studiert, ausgedehnte Reisen unternommen und lebte, zum Kaiserl. Rat ernannt, als finanziell unabhängiger Privatmann in Frankfurt am Main.

Johann Caspar Goethe

Reise durch Italien
im Jahre 1740

(Viaggio per l'Italia)

Herausgegeben von der
Deutsch-Italienischen Vereinigung,
Frankfurt am Main

Aus dem Italienischen übersetzt
und kommentiert von Albert Meier
unter Mitarbeit von Heide Hollmer

Mit 15 Zeichnungen
von Elmar Hillebrand

Deutscher Taschenbuch Verlag

Vollständige Ausgabe.
Bearbeitung und Kommentierung der lateinischen
Originaltexte von Anette Syndicus.
Personen- und Ortsregister von Heide Hollmer.

Originalausgabe
September 1986
4. Auflage Mai 1999
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1986 Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes
»Die Familie Goethe in Schäfertracht« (1762)
von Johann Conrad Seekatz (© AKG Berlin)
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-12680-9

DIAGGJO

per
l'ITALIA

fatto

nel anno MDCCXL.

ed

in XII. Lettere

descritto

da

A. C. G.



Georg Meissner

(Aus: J. C. Lavater, Physiognomische Fragmente, Dritter Versuch,
Leipzig und Winterthur 1777, S. 221)

Vorrede zu nachstehenden Briefen

Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß schon viele Autoren, alte wie neuere, das wundervolle Italien bereist und ihre Aufzeichnungen um die Wette veröffentlicht haben, aber ich glaube dennoch nichts Unrechtes zu tun, wenn nun auch ich meine Beobachtungen niederschreibe, da ich ebenfalls das Glück gehabt habe, den Giro zu machen. Ich will damit freilich nicht vor das Publikum treten, vor diesen obersten und gar zu strengen Richter, weil ich wohl weiß, daß es meinen unbedeutenden Gedanken an den dazu erforderlichen Voraussetzungen fehlt. Ich hatte damals nämlich keine andere Absicht und keinen anderen Zweck als den, nur meinen eigenen Neigungen nachzugehen, ohne dabei auch jene allerhöchsten Gelüste befriedigen zu wollen, denen doch nur Gerichte von einer erlesenen Feinheit zuzusagen, wie sie ein Koch meines Schlags nicht zu bereiten versteht.

Und wahrhaftig, hätte ich mir ein höheres Ziel gesetzt, hätte ich vor allem, was doch nur selten gelingt, auch den Vielen gefallen wollen, so wäre ich dadurch auf meiner Reise, die ich immer als angenehmen und vergnüglichen Spaziergang verstanden habe, um den größten Teil jener Freude gebracht worden, welche ein Herz genießt, das von allem Eigennutz frei ist und weder Ruhm noch Geld begehrt.

Das soll freilich nicht heißen, daß das, was ich in den nachfolgenden Blättern sage, von keinerlei Wert wäre. Gewiß nicht! Es steht nun zwar einem Vater nicht zu, seine Kinder allzusehr zu rühmen, aber es wird ihm doch wenigstens gestattet sein, in aller Bescheidenheit ein paar Worte über sie zu sagen. Ohne zu erröten darf ich daher behaupten, daß meine Beobachtungen deshalb eine gewisse Aufmerksamkeit verdienen, weil sie immer dort gemacht worden sind, wo sich die erwähnten Dinge befunden haben; sie übertreffen in dieser Hinsicht unzählige Schriften, die nur aus bereits gedruckten Werken zusammengesucht sind. Unstreitig hat sich auch ein Großteil der Dinge, die schon

vor längerer Zeit beschrieben wurden, inzwischen sehr verändert oder wird heute mit anderen, wenigstens sorgfältigeren Augen als damals betrachtet. Zum Beweis hierfür könnte ich die Sammlung von Inschriften anführen, die Nemeitz in Italien zusammengetragen hat und in der sich zahllose Schreib- und Druckfehler finden. Ich habe nicht versäumt, sie überall mit den Denkmälern selbst zu vergleichen, sie zu verbessern und, so gut ich konnte, zu ergänzen und verstehbar zu machen, wenn ein Stück fehlte; es war mir dann freilich nicht vergönnt, aus meiner Mühe Nutzen zu ziehen, weil das Büchlein, das einem meiner Begleiter gehörte, in zudringliche Hände fiel, aus denen es nicht mehr zurückzuerhalten war.

Da nun aber hienieden nichts wahrhaft gut ist, sondern alles den Makel der Unvollkommenheit an sich trägt, so muß auch ich gestehen, daß mir vielleicht an mehreren Stellen Schreibfehler beim Kopieren so vieler unterschiedlicher Dinge unterlaufen sein mögen. Es dürfte sich jedoch nur um geringfügige Fehler handeln, die unmöglich ganz zu vermeiden sind, weil man abgesehen von der Eile und Unbequemlichkeit, mit der die Abschriften angefertigt werden müssen, jeweils noch auf Hunderte weiterer Hindernisse stößt, so daß immer eine gewisse Unvollkommenheit zurückbleibt. Ein Forscher oder vielmehr Kopist allein reicht zu einem guten Gelingen nicht hin; auf der Reise einen zweiten zu finden, ist aber schwierig und gelingt nur selten. Man muß sich also damit abfinden und versuchen, dem Mangel durch Sorgfalt und Fleiß abzuhelfen, aber unfehlbar wird man dennoch nie werden.

Ein anderes und keineswegs unbedeutenderes Hindernis kommt hinzu, nämlich das beschwerliche Reisen und der abendliche Aufenthalt in den Dorfschenken, wodurch man noch um das letzte bißchen Aufmerksamkeit gebracht wird, das nach einer oft gefährlichen und ziemlich unbequemen Reise übriggeblieben ist. Anstatt nun das, was man gesehen hat, noch einmal zu überdenken, kümmert man sich dann lieber um die Bedürfnisse des Magens und um die Ruhe. Wenn man zudem ein wenig ängstlich ist, dann wird man in den meisten Dorf-

schenken sogar fürchten, in eine Räuberhöhle geraten zu sein, wobei die Lust, sich die tagsüber gemachten Betrachtungen noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen, endgültig schwindet.

Aber am meisten werden fremde Reisende dadurch an guten Fortschritten gehindert, daß sie gemeinhin die Landessprache nicht ausreichend beherrschen, was bei ihren wißbegierigen Nachforschungen und Unternehmungen gewiß ein großes Hindernis darstellt. Man muß dazu wissen, daß die in ihre Sprache verliebten Italiener erwarten, daß sich jeder, der ihr Land besucht, mit ihr vertraut macht, und es steht außer Zweifel, daß ein fremder Reisender immer größeren Nutzen davontragen wird, wenn er sich in der Landessprache ausdrücken kann. Gesetzt auch, man findet jemanden, der Deutsch oder Französisch spricht, so beherrscht er es doch nicht gut genug, damit man alles verstehen würde; auf diese Weise wird die Unterhaltung unfruchtbar und kurz. Wohlgemerkt, ich spreche hier von Leuten von Stand. Wer aber will die Antiquare oder Ciceroni noch eine fremde Sprache lehren? Abgesehen von ihrer Kenntnis des Altertums handelt es sich bei diesen armen Kerlen ja für gewöhnlich um Esel, die nichts als ein kaum verständliches Italienisch sprechen.

Dabei kann man oft sogar in kleinen Dörfern sehenswerte Dinge finden. Wenn nun ein fremder Reisender kein Italienisch spricht, wie will er sich dann die Kenntnisse aneignen, die sich derjenige erwerben kann, der die Sprache beherrscht? Wer der Landessprache unkundig ist, mag tun, was er will, bei tausenderlei Gelegenheiten wird man ihn doch immer wieder anschlammern und betrügen, weil der Pöbel, der von Natur aus zum Hochmut neigt, sofort lauthals zu schreien beginnt: »Der da kennt sich nicht aus und soll uns die Suppe teuer bezahlen!« Wer möchte sich solchen und ähnlichen Unannehmlichkeiten schon aussetzen? Ich hatte daher rechtzeitig daran gedacht, mich einer derart wichtigen Sache zu bemächtigen; um mir nun die Sprache um so sicherer anzueignen und mich in ihr möglichst zu vervollkommen, habe ich, sobald ich meinen Fuß auf

venezianisches Gebiet gesetzt hatte, damit begonnen, meine Beobachtungen in italienischer Sprache niederzuschreiben, was nicht wenig dazu beigetragen hat, in dieser Sprache eine gewisse Fertigkeit zu erlangen. Ich schmeichle mir auch, wohl der erste zu sein, der eine vollständige Beschreibung von ganz Italien in der Sprache des Landes vorlegt. Ich weiß zwar, daß schon viele Leute über Teile Italiens geschrieben und Anmerkungen zu bestimmten Orten hinterlassen haben, aber bei diesen hat es sich immer um gebürtige Italiener gehandelt; daß aber ein Ausländer so etwas unternommen hätte, davon ist mir nichts bekannt. Ich bin mir jedenfalls sicher, daß ich meinen Fleiß gut angewendet habe und daß mir jeder, der meine Blätter mit einigen geographischen Kenntnissen liest, zustimmen wird, daß es auf der ganzen Welt kein Land gibt, das so viele Schönheiten aller Art aufzuweisen hat wie Italien und wo jeder Liebhaber finden kann, was seinem Geschmack entspricht und ihn befriedigt. So mag es denn wahr sein, daß sich in Ägypten oder irgendwo in Asien kostbare uralte Dinge finden lassen, die einen Besuch lohnen; aber abgesehen davon, daß sie zu weit von uns entfernt liegen, sind dort doch nur wenige der berühmten Werke noch vollständig erhalten, oder ihre Überreste sind allzu sehr beschädigt. Italien hingegen kann die Liebhaber in vielerlei Hinsicht zufriedenstellen, weil es nicht nur unzählige Altertümer vorzuweisen hat, sondern auch Werke der Architektur, der Bildhauerei und Malerei, der Musik und der Literatur, aus denen die anderen Nationen wie aus einem Quell all das schöpfen und geschöpft haben, dessen sie bedürftig sind.

Wenn es also in Italien auch keine Kirchen oder Kapellen gibt, die innen mit Goldplättchen ausgekleidet sind, wie man dies in Amerika bei den Jesuiten finden soll, so fehlt es doch nicht an geschmackvolleren Kirchen, die durch ihre Kunst, Pracht und Herrlichkeit von höchster Schönheit sind. Jedenfalls wissen die Italiener, die ihre begünstigte Lage kennen, ihre unermesslichen Reichtümer sehr wohl zu schätzen und erlauben nicht, daß man davon auch nur den kleinsten Teil wegnimmt, wie man am Beispiel des Kolosseums in Rom sieht. Sie tun auch

recht daran, weil diese Sehenswürdigkeiten eine große Zahl von Fremden aus allen Nationen dazu bewegen, mit ihrem Geld nach Italien zu kommen, und zwar einzig in der Absicht, die vielen merkwürdigen Dinge zu sehen. Ein gut Teil der Landesbewohner profitiert davon, insbesondere diejenigen, die sich als Antiquare betätigen, weil diese von einem fremden Reisenden für wenige Augenblicke mehr Geld erhalten, als ein anderer mit vieler Mühe an einem ganzen Tag verdienen kann.

Es dürfte nicht unpassend sein, wenn ich hier eine Bemerkung über die Verschlagenheit des italienischen Volkes in puncto Geldverdienen anbringe. Jedermann weiß, daß das niedere Volk sehr zum Müßiggang neigt, weshalb diese Leute die unterschiedlichsten Kniffe ersinnen, um die allzu leichtgläubigen und unerfahrenen Reisenden in die Falle zu locken. So bieten sie etwa mit einer bescheidenen und unschuldigen Miene ihre Hilfe an, wenn ein Reisender ein Denkmal besichtigen will; sie überhäufen ihn dann mit allen möglichen Übertreibungen von dieser oder jener Ruine, Inschrift oder was sonst Wertschätzung genießt, und führen ihn fast gegen seinen Willen überall herum. Wenn dann die Runde beendet ist, verlangen sie ein ebenso gutes Trinkgeld, als wenn sie bestellte Ciceroni gewesen wären. Uns ist das auf dem Rückweg vom Vesuv passiert, wo wir nicht geglaubt hatten, die Leute entlohnen zu müssen, die uns offenbar zu ihrem eigenen Vergnügen begleitet hatten, aber der Ausgang belehrte uns eines Besseren. Man kann die verschiedenen Arten, zu einem Trinkgeld zu kommen, gar nicht alle aufzählen. Daneben gibt es auch noch eine andere Sorte von Leuten, die verschiedene Sachen bei sich tragen, welche zumeist falsch und nachgemacht sind, aber für echt verkauft werden; auf diese Weise locken sie mit einer beispiellosen Schlauheit und Gerissenheit die noch unerfahrenen Vögelchen ins Garn. Als wir in Ferrara gerade eine Inschrift kopierten, zeigte uns einer von diesen Händlern eine Schachtel mit Steinen, Münzen, Ringen und ähnlichen antiken Dingen und bot sie uns billig an. Während wir die Sachen neugierig betrachteten und schon geneigt waren, hier einiges Geld auszugeben, weil wir ja nicht wußten,

daß die Schachtel eine Falle war, trat ein weiterer Schlaukopf, der mit ersterem im Bunde war, hinzu und spielte den Käufer. Er handelte einen Preis aus und nahm gegen bares Geld tatsächlich etwas von den Sachen mit, damit wir glauben sollten, er würde als Bürger der Stadt deren wahren Wert am besten kennen. Wir wurden aber zum Glück von unserem Mentor noch rechtzeitig davor gewarnt, daß jene sich zusammengetan hätten, um uns zu betrügen; voller Zufriedenheit darüber, daß wir nicht hereingelegt worden waren, nahmen wir voneinander Abschied.

Um sich also vor solchen Betrügereien und Unannehmlichkeiten zu schützen, muß man sich in größeren Orten durch einen Cicerone führen lassen. Ohne einen solchen Führer wäre man nämlich genötigt, alles auf eigene Faust aufzusuchen, was sehr beschwerlich und manchmal sogar ganz unmöglich ist. Einige von diesen Mietdienern, die Ciceroni oder Antiquare heißen und über alles, was für einen fremden Reisenden notwendig oder nützlich ist, mehr oder weniger gut Bescheid wissen, haben keinen anderen Beruf als den, die Altertümer zu erklären; sie sind allerdings beflissene Leute von unvergleichlicher Beschlagenheit und müssen in ihrer Wissenschaft hinter niemandem zurückstehen, da sie sich ihre Kenntnisse durch soliden Fleiß und umfangreiche Lektüre der einschlägigen Bücher erworben haben.

Es gibt auch Ciceroni aus den niederen Ständen; diese sind ebenso geschickt, durch die sehenswerten Orte zu führen und Erläuterungen zu geben, weil sie sich auf diesem einen Gebiet Kenntnisse erworben haben, die über das gemeine Verständnis weit hinausgehen, obwohl diese Leute kaum lesen und schreiben können. Just einen solchen Cicerone habe ich in Rom getroffen; er war Schuster von Beruf und eigentlich ein ungebildeter Mann, aber man ließ sich von ihm trotzdem gern die Sehenswürdigkeiten der Stadt erläutern, die er alle ebensogut zu benennen und an den Fingern herzuzählen wußte, als wenn er ein gelehrter Mann gewesen wäre. Dabei konnte er sich bloß auf seine Erfahrung stützen und war dadurch zu seiner Fertigkeit

gelangt, daß er oft bei einem Freund zugehört hatte, wenn man die Bücher über solche Dinge las und besprach. Derlei Geschöpfe sind in Rom so sehr begehrt, daß schon wieder Reisende auf den Führer warten, bevor noch der vorhergehende Kurs beendet ist. Und so geht es dann weiter von einem zum anderen. Aber damit genug davon.

Eine Angelegenheit, die ich in meinen Briefen nicht erwähnt habe, kann ich hier nicht mit Schweigen übergehen, nämlich die Quarantäne, der ich mich in Palmada unterziehen mußte; es wird hoffentlich niemanden unangenehm berühren, wenn ich hier berichte, was ich dort erlebt und erlitten habe. Unglücklicherweise hatte ich meine Reise begonnen, ohne zu bedenken, daß in der Türkei die Pest wütete und sich auch schon an der ungarischen Grenze bemerkbar machte. Da ich nun von Wien her aus dieser Richtung kam, wurde ich an der venezianischen Grenze für jemanden gehalten, der eine ansteckende Krankheit mit sich trägt, und deshalb gezwungen, die übliche Läuterungsprozedur über mich ergehen zu lassen. Die überängstlichen und äußerst vorsichtigen Venezianer wollen auf diese Weise verhindern, daß sich eine ansteckende Krankheit in ihr Gebiet einschleicht, aus dem sie dann nur schwer wieder zu vertreiben wäre. Es bedarf auch sicherlich der Umsicht, um einem solchen Übel den Weg ins eigene Haus zu versperren, aber die Venezianer sind bei diesen Untersuchungen doch gar zu genau und beflissen; sie übertreiben diese Vorsichtsmaßnahmen immer, und ich gehörte zu denjenigen, die ihre Strenge erfahren mußten. In Wien war von einer Pest nichts bekannt gewesen, so daß auch ich nichts davon vernommen hatte, und jedermann konnte die Stadt ohne diesbezügliche Nachforschungen betreten. In der Steiermark, in Kärnten und in den anderen Ländern, durch die man auf dem Weg nach Venedig reisen muß, bekümmerte man sich um diese angebliche Krankheit ebensowenig. Anders war es dann freilich an der venezianischen Grenze, wo man mich für pestkrank hielt. Dort fand ich nämlich den Grenzübergang und die Hauptstraße mit Gattern versperrt; bei meiner Ankunft wurden diese geöffnet, und der wachhabende Offizier

trat mir entgegen. Nach einigen Fragen wurde ich von Soldaten zu einem Häuschen oder vielmehr meinem Gefängnis geführt, das von einer Palisade umgeben war, die im Tor ein doppeltes Gatter hatte. Dahinter stand ein großer und sehr dicker Mann von ziemlich barbarischem Äußeren, dem ich mittels eines schaufelähnlichen Geräts von weitem ein Empfehlungsschreiben präsentierte; er nahm es entgegen, öffnete es über einem stark qualmenden Weihrauchfaß, und nachdem er es gelesen hatte, versprach er mir jeden möglichen Beistand. Der Verschluss öffnete sich, und meine Sachen wurden hineingetragen; als ich aber dem Dicken, der Direktor dieser Quarantäneanstalt war, meine Reverenz erweisen wollte, stieß er mich von sich und rief mit markiger Stimme, daß ich ihm nicht nahekommen dürfe. O was für barbarische Sitten! Aber ich behielt die Geduld. Er deutete schließlich mit dem Finger auf einen Mann neben mir, der mein Wärter sein sollte, und zog sich danach zurück. Der Verschluss wurde wieder geschlossen, und ich blieb mit meinem Diener und dem Wärter allein und war von jeder weiteren Gesellschaft abgeschnitten. Ich wurde in ein Zimmer im Obergeschoß geführt, wo zwei Betten und ebenso viele grobe Stühle standen, dazu noch ein entsprechender Tisch. Das Licht kam durch zwei winzige Fenster, die so hoch lagen, daß man sie nur mit Hilfe einer Leiter erreichen konnte. Außerdem gab es dort noch einen Kamin und an der Rückwand zwei schlecht schließende und unten löchrige Türen, so daß die Mäuse bequem ein- und ausgehen konnten. Die eine Tür führte zum Garten oder vielmehr zu einer winzigen Gänseweide, die von einer Hecke und Pfählen umschlossen war; die andere Tür ging ins Vorderzimmer, das für meinen Wärter bestimmt war, den ich besser meinen Aufseher nennen sollte. Es war also keine kleine Buße, die ich in dieser Höhle ableisten mußte, aber was kann die Sehnsucht nach fremden Ländern nicht alles besiegen und überwinden. An die Unannehmlichkeiten, die einem auf der Reise begegnen, denkt man im voraus gewiß nicht oder macht davon zumindest kein großes Aufhebens. Ich befand mich ausschließlich unter Katholiken, die mich für einen der

ihren hielten, weil sie keine andere als ihre eigene Religion kannten. Man wird auch nicht leicht erkannt, wenn man zwischen vier Wände eingesperrt ist und nichts anderes zu sehen bekommt als die Nase des Wärters. Was das Essen angeht, so wurde ich aus dem Hause des erwähnten Direktors bewirtet; für die Tafel, sowohl für Fastenspeisen wie für gewöhnliche Kost, war reichlich gesorgt, aber das Essen war so eintönig, daß es Woche für Woche dasselbe gab, genau so wie in den Armenhäusern bei uns zu Hause, wo die Bewohner auch schon jedes Jahr im voraus wissen, was man ihnen auf den Tisch stellen wird. Das war der Grund, warum mein Appetit immer geringer wurde und schließlich ganz schwand. Mein Wärter sah, daß die Gerichte beinahe unberührt auf dem Tisch stehenblieben, und nahm das für ein schlechtes Zeichen, als ob mir tatsächlich etwas in der befürchteten Art fehlte. Ich erklärte ihm, daß die Eintönigkeit der Gerichte die Ursache sei und diesen Überdruß des Magens hervorrufe, aber dem wollte er keinen Glauben schenken. Ich wählte daher einen anderen Weg und warf einen Teil des Essens aus dem kleinen Fenster zu den Hunden hinunter, die sich dort versammelten und in wenigen Minuten alles auffraßen. Auf diese Weise heilte ich mich selbst, und mein Wärter begann, von mir wieder eine bessere Meinung zu bekommen. Meinen Magen, der bis zum Ende dieses Purgatoriums verdorben blieb, konnte ich dadurch freilich nicht wiederherstellen, aber so erfuhr ich immerhin am eigenen Leib, daß schon wenig Nahrung genügt, um uns bei guter Gesundheit zu halten. So verbrachte ich vier Wochen, aber schon ab Ende der dritten genoß ich größere Freiheit als vorher, da neue Gäste zur Quarantäne angekommen waren und uns gegenseitige Besuche gestattet wurden. Die strenge Verordnung, daß ein jeder von den übrigen getrennt bleiben mußte, wurde nicht mehr befolgt, und bald darauf teilte man uns sogar mit, daß wir mit Ablauf der vierten Woche wieder in Freiheit gesetzt würden. Diese Erklärung war uns ebenso lieb, wie uns das Gefängnis lästig war. Schließlich erklärte uns der Direktor dann für frei. Ich ermannete mich wieder, und da mir in der Zwischenzeit der Bart eines

Kapuziners gewachsen war, bezeigte sich besagter Direktor nun über die Maßen als höflich und begleitete mich höchstpersönlich in die einzigartige Festung Palmanova, wo ich mich rasieren ließ und mein wildes und barbarisches Gesicht wieder mit dem eines ordentlichen Menschen vertauschte. Bei dieser Gelegenheit besichtigte ich die ganz neue, schöne und regelmäßig angelegte Festung, deren Häuser, von denen keines mehr als zwei Stockwerke hat, von den Befestigungsmauern überragt werden. Ich habe an anderer Stelle von diesem Ort gesprochen. Wütend wurde ich dann aber, als ich für das Zimmer und die Verpflegung pro Tag eine Zechine bezahlen mußte, den Wärter eingeschlossen, dem ich zum Schluß nur ein Trinkgeld gab. Donnerwetter, es ist schon ein einträgliches Geschäft, wenn man in solchen Fällen Direktor ist; man verschweigt ganz einfach, daß die Quarantäne verkürzt worden ist, und verlängert so die eigenen Einkünfte. Wollte man jedoch deswegen vor dem Richter Klage erheben, so würde dies ein Maß an Erfahrung voraussetzen, wie es den Novizen aus dem Ausland für gewöhnlich fehlt. Kurz und gut, ich verließ diesen verwünschten Ort mit Freuden; meine einzige Genußtuung für das wider meinen Willen vergeudete Geld war dann, daß ich einige Wochen später den Direktor und meinen Wärter im Karneval mit meinem Geld großen Staat machen sah und gleichzeitig erfuhr, daß die Quarantäne tatsächlich aufgehoben worden war. Schande über diese bösen und niederträchtigen Menschen, die mich acht Tage zu lang eingesperrt hatten; ich wurde nämlich darüber aufgeklärt, daß man mich geprellt hatte. Doch Übung macht den Meister: es ist mir zwar teuer zu stehen gekommen, aber ich habe dabei immerhin gelernt, daß es besser gewesen wäre, nach Verona oder Pontebba in Quarantäne zu gehen, was doch allein in meiner eigenen Entscheidung gestanden hatte. Wie mir andere Reisende, die ihre Zeit in diesen Städten verbracht hatten, berichteten, hätte ich dort einen angenehmeren Zeitvertreib gehabt. Aber so geht es gewöhnlich: bevor ich in Quarantäne mußte, wußte niemand von nichts, und als ich wieder herauskam, redete jeder davon und brachte Rat und Hilfe. Für

die vom Festland kommenden Reisenden gibt es auf venezianischem Gebiet neben den drei genannten Orten auch noch Udine; die auf dem Seeweg Ankommenden verbringen ihre Quarantäne hingegen gewöhnlich auf der Insel S. Lorenzo, die eine Viertelstunde von Venedig entfernt liegt.

Mehr will ich nun nicht sagen. Wer die folgenden Briefe liest, wird darin vielleicht etwas finden, das seinen Neigungen zusagt. Ist es so, dann bin ich genug belohnt, da ich mir für meine vielen Mühen und Unkosten nichts wünsche als diesen wechselseitigen Nutzen.

Ende der Vorrede

I. Brief

Venedig, am 14. Febr. 1740

Hochverehrter Herr.

Vorbemerkung. Überwindung von Unannehmlichkeiten vor dem Betreten Italiens. Vierwöchige Quarantäne in Primolano. Festung Palmanova. Venedig. Erster Eindruck vom Karneval. Turm von S. Marco. Ausblick von oben. S. Giorgio Maggiore; Exil der Nobili; Zufluchtsort der Dogen. Naturspiel in dieser Kirche. Verschiedene andere Sehenswürdigkeiten. Armenierfriedhof. Berichtigung einer Inschrift bei Misson.

Um das heilige Vertrauen der unerschütterlichen Freundschaft, mit der mich E. H. seit meiner Jugend beehren, nicht zu zerstören, will ich nun zu meiner Leier greifen, um Ihrem Wunsch gemäß die Sehenswürdigkeiten Italiens und die Ereignisse während meiner Reise zu besingen. Als ich Italien betrat, schienen mir alle Elemente feindlich gesinnt zu sein und alles nur erdenkliche Unglück zu verkünden; jetzt, da diese Mißgeschicke überwunden sind, hat sich der Himmel jedoch wieder aufgeheitert und läßt mich schon seinen göttlichen und nutzbringenden Einfluß verspüren, um mich für das erlittene Ungemach zu entschädigen.

Als ich am 30. Dezember 1739 von Wien nach Italien abreiste, begleitete mich eine unbeschreibliche Kälte bis nach Görz. Kaum hatte ich diesen finsternen Ort verlassen, mußte ich schon wieder dorthin zurückkehren, weil mich Überschwemmungen an der Weiterreise hinderten. Zwei Tage später, als das Wasser noch immer nicht zurückgegangen war, wollte ich mich aber nicht der Schande aussetzen, gänzlich umkehren zu müssen, und entschloß mich deshalb, meine Kutsche von einigen Bauern über einen sehr hohen und unwegsamen Berg tragen zu lassen. Man kann sich leicht vorstellen, wie ich diese armen Kerle mit

dem schweren Wagen auf den Schultern anstaunte; sie haben gewiß viel Schweiß vergießen müssen, bevor sie glücklich auf der anderen Seite des Berges ankamen.

Als dies bewältigt war, traf mich ein neues und nicht geringeres Unglück, nämlich die schöne vierwöchige Quarantäne, in die ich mich an der venezianischen Grenze begeben mußte, weil man mich für pestkrank hielt, obwohl ich doch kerngesund war.

Nachdem dann aber auch dieses Hindernis überwunden war, kam ich schließlich am Abend des 12. Febr. 1740 in Venedig an. Palmanova, diese einzigartige Festung, lasse ich hier beiseite, und zwischen ihr und Venedig liegen nur unbedeutende Orte. Ich kann nun also mit dem Bericht von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt beginnen, die sovieler Vergnügungen bereithält, daß ich vor Freude ganz verwirrt bin und nicht weiß, womit ich anfangen soll. Ich bin gewiß nicht der erste, der sagt, daß Venedig schon allein durch seine Lage ein Wunder ist; diese Stadt ist, wie ich meine, aller Aufmerksamkeit der fremden Reisenden wert, und mein großer Wunsch, einen solchen Boden zu betreten, ist nun zur Gänze erfüllt. Anfangs war ich zwar ein wenig in Sorge, denn als ich in die inneren Kanäle der Stadt kam, bildete ich mir ein, daß es sonst keine Straßen gäbe, da es ja schon dunkel war; dieser schlimme Eindruck verlor sich freilich schon am nächsten Morgen vollständig. Es war gerade Maskenzeit, deshalb begab ich mich am folgenden Tag in meiner gewöhnlichen Kleidung auf den berühmten Markusplatz, um mir ein zutreffendes Bild von diesem Karneval zu machen, von dem die ganze Welt spricht.

Dieser Karneval ist wirklich etwas Einzigartiges, und man wird dergleichen in unserem Deutschland niemals zu sehen bekommen. Die Zahl der Masken ist so groß, daß nicht nur der Markusplatz selbst, sondern auch noch die wichtigeren Straßen derart überfüllt sind, daß man sich kaum mehr bewegen kann. Da völlige Maskenfreiheit herrscht, sind alle Förmlichkeiten verpönt, und es gibt auch keine Standesunterschiede mehr. Wer keine Maske trägt, der wird freilich geringgeschätzt und muß